

Sebastian Koch: Identitätskrisen nach dem Ende des Britischen Empire. Zur kulturellen Neu-Verortung in Kanada, Australien und Aotearoa Neuseeland. Mohr Siebeck, Tübingen 2023, XI, 509 S.

Im Juni 2023 machte der australische Senat den Weg frei für das erste Referendum seit knapp einem Vierteljahrhundert. Die Bewohner des Fünften Kontinents durften im Oktober über die Einrichtung einer *Indigenous Voice to Parliament* abstimmen und lehnten diese mehrheitlich ab. Das Gremium sollte Parlament und Regierung in Fragen indigener Anliegen beraten. Seine Befürworter mussten sich des Vorwurfs erwehren, die angestrebte Verfassungsänderung zugunsten der Aborigines entspringe identitätspolitischen Bestrebungen und untergrabe mithin den Zusammenhalt der australischen Nation. Dabei sind – folgt man *Sebastian Kochs* luzider Argumentation – Identitätskrisen in den ehemaligen Dominions Australien, Kanada und Neuseeland seit den 1960er-Jahren fester Bestandteil des öffentlichen Diskurses. Das Ende des britischen Empire zwang die vormals weißen Siedlerkolonien zu einer intensiven Selbstbefragung, die freilich aus der Not des Abschieds von liebgewonnenen Ordnungsmustern die Tugend inklusiverer Gesellschaftsentwürfe machen konnte. Koch analysiert diese Debatten „vergleichend und verflechtend“ (S. 23), um herauszufinden, wie der Abschied vom Empire, die Hinwendung Großbritanniens zum europäischen Integrationsprojekt und sich wandelnde Migrationsbewegungen die Selbstbeschreibung in den drei untersuchten Ländern beeinflussten.

Kanadas Identität war aufgrund des Bikulturalismus seit jeher ambivalenten Prägungen unterworfen. In den 1960er-Jahren durchlebte Québec dann eine stille Revolution: Die *belle province* erfuhr einen Modernisierungsschub, der ihr den Anschluss an das stärker industrialisierte und säkularisierte anglophone Kanada ermöglichte, zugleich jedoch

nationale Fliehkräfte entfesselte. Radikalere Stimmen erhoben den Vorwurf, die Frankokanadier stünden infolge kapitalistischer Ausbeutung auf derselben Stufe wie Afroamerikaner in den USA. Der in den drei Ländern über Jahrzehnte hin kontingenzreduzierend wirkende Dreiklang aus *Britishness*, *Whiteness* und Familienwerten drohte nun brüchig zu werden. Allerdings erwies sich die „Kontinuität kolonial geprägter Episteme und Strukturen“ (S. 91) als zäh, auch wenn etwa in Australien einzelne Kommentatoren mit dem Finger auf das Mutterland zeigten und diesem unterstellt, das *nation building* in den Siedlerkolonien bewusst hintertrieben zu haben. Insgesamt jedoch überwog bei den Nachfahren der europäischen Siedler das Gefühl, Teil einer Großfamilie im Rahmen eines *Greater Britain* zu sein.

Sein besonderes Augenmerk richtet Koch auf den *Cultural Cringe*, eine Art Minderwertigkeitskomplex in den drei Ländern, der in Kanada zuvörderst aus der Furcht vor einer schleichen Amerikanisierung herührte. Der *Massey Report* von 1951 empfahl deshalb zahlreiche Gegenmaßnahmen und beförderte den Bikulturalismus endgültig zum „identitäre[n] Aushängeschild der Nation“ (S. 154). Auch die Bindung an die Krone spielte eine große Rolle in der Abgrenzung gegenüber den USA. Indes fiel es den Protagonisten dieser kulturellen Selbstverortung nicht immer leicht, Klischees einer robusten Siedlergesellschaft hinter sich zu lassen. Nicht selten suchten sie ihr Heil in erfundenen Traditionen, um die Transition in eine postkoloniale Welt teleologisch abzufedern. Neuseeland entdeckte dabei die Maori als essenziellen Pfeiler eines bikulturellen Dispositivs, während in Australien multikulturelle Ansätze weniger in Erscheinung traten. Überhaupt unterband die enorme räumliche Distanz zum Mutterland bei den *Antipodes* lange eine Identifikation mit dem ozeanischen Umfeld. Und in Neuseeland speiste sich das Interesse an der indigenen Bevölkerung nicht

unwesentlich aus dem Bedürfnis, sich in diesem Punkt merklich von Australien abzuheben. Es entbehrt im Übrigen nicht einer gewissen Ironie, dass in jenen bewegten Jahren, als die durch geopolitische Verschiebungen vorangetriebene Abnabelung vom Vereinigten Königreich die öffentlichen Debatten beherrschte, Akademiker ihre Karriereplanung nicht mehr primär mit Oxbridge verknüpften, sondern nun immer häufiger an US-amerikanische Eliteinstitute wechselten. Sinnfälliger konnte man die *translatio imperii* im angelsächsischen Lager nicht vor Augen führen.

Was Koch als „Formen einer epistemologischen Sinnkrise“ (S. 262) in den drei ehemaligen Siedlerkolonien beschreibt, manifestierte sich nicht zuletzt im Umgang mit Symbolen nationaler Einheit, der die Grenzen eines *New Nationalism* sowie die emotionalen Fallstricke beim Abschied vom Konzept der *Britishness* aufzeigte. So tritt die Bezeichnung *Canada Day* erst 1982 an die Stelle des *Dominion Day*. Und die „nicht abebbenden Diskussionen über eine geeignete Symbolik“ (S. 323) kristallisierten sich zuvor bereits um die Ahornflagge, die 1965 – von Traditionalisten heftig befehdet – die britische *Red Ensign* ablöste. Auch in Neuseeland und Australien nahmen die Bemühungen um eine moderne Symbolik teilweise bizarre Züge an. Die „starke Dynamisierung von Identitätsdiskursen“ (S. 361) förderte obendrein Ambivalenzen im Verhältnis der Siedlergesellschaften gegenüber der indigenen Bevölkerung zutage. Koch macht dies eindrücklich an den Verrenkungen fest, zu denen sich die Offiziellen im Rahmen der Expo 67 in Montreal veranlasst sahen, um ihrem Auftritt einen modernen Anstrich zu geben. Australien

sah sich angesichts der ambitionierten Pläne Kanadas in Zugzwang, die Aborigines prominent in Montreal zu platzieren, was jedoch misslang. Und die *First Nations* Kanadas wiederum kreideten Königin Elisabeth II. mangelndes Interesse beim Besuch ihres Pavillons an. Neuseeland verzichtete indes gleich ganz auf eine Teilnahme. Koch attestiert Australien in einem anderen Zusammenhang, dass Indigene „nur in Verbindung mit einem gewissen Entertainment-Faktor“ (S. 392) als „Must-haves auf der postkolonialen Bühne“ (S. 423) erwünscht seien. Alternativ wurden eklatante soziale Probleme indigener Gemeinschaften unter Verweis auf eine ethnienübergreifende Fortschrittsgeschichte wegmoderiert.

So bleibt am Ende der Eindruck, dass der Abschied vom Empire in den drei untersuchten Ländern nur unzureichend vonstatten ging und ein postkolonialer Überhang bis heute existiert. Kochs Analyse konturiert anschaulich die Schwierigkeiten bei der Transformation der betreffenden Gesellschaften hin zu einer allseits anerkannten neuen Identität. Womöglich hätte die Darstellung von einer ausgeprägteren Engführung auf wirtschafts- und sicherheitspolitische Wendepunkte profitiert, um die Bedeutung identitätspolitischer Diskurse für profane *bread-and-butter issues* in den Mühlen der Ebene zu erläutern. In dieser Hinsicht stellt das australische Referendum über indigene Teilhabe also nur eine weitere Etappe auf einem langen Weg dar. Die letzte Volksabstimmung im Jahr 1999 betraf die Abschaffung der Monarchie *down under*. Fast 55 Prozent der Wählerinnen und Wähler lehnten dies seinerzeit ab.

Gerhard Altmann